Schreiben

eines

Privilegirten aus Oesterreich.

Zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre:

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit.
Wien 1847.

Leipzig,
Verlag von Friedr. Wilh. Grunow.
1847.

Austriaca.
1200, 18

Schreiben

eines

Privilegirten aus Oesterreich.

Zur Beleuchtung der merkwürdigen Broschüre:

Ueber Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit.
Wien 1847.

Leipzig,
Verlag von Friedr. Wilh. Grunow.
1847.

Wien, Ende October.

Jacta est alea! — Was ſagen Sie dazu? Eine Schrift über Preßfreiheit in Wien geſchrieben, in Wien gedruckt! Und obendrein ſo eilig, ſo über Hals und Kopf gedruckt! „Wien, den 15. Juli 1845“ ſteht am Schluſſe der Broſchüre und jetzt im Oktober 1847 iſt ſie bereits gedruckt. Dieſe raſche Erledigung von Seite der Cenſur — — lachen Sie nicht! Daß die öſterreichiſche Cenſur überhaupt einer Schrift über Preßfreiheit das „admittitur“ gibt, ſchon das iſt bemerkenswerth. Die Bewilligung muß plötzlich über Nacht gekommen ſein. Setzer und Drucker haben ſich auch rechtſchaffen beeilt — vielleicht beſorgten ſie einen

Widerruf. Die Lettern rückten eilig vor, wie in einer Schlacht, und ließen eine Menge Verwundete (Druckfehler) zurück; ja, ganze Worte fielen als Todte aus den Columnen heraus — aber was ſchadet das! Die Schrift über Preßfreiheit iſt einmal da! Victoria! Das haben wir der vielbeſprochenen Schriftſteller-Petition zu verdanken. — Der Verfaſſer der 22 Seiten ſteht freilich auf einem Standpunkte, auf den ſich nicht ein Jeder ſtellen möchte — immerhin! Jacta est alea! Das Feld der freien Erörterung iſt ja nunmehr eröffnet, und man wird ohne Zweifel auch dem Gegentheil das Wort gönnen. Ich war auch bereits geſonnen, einen offenen Brief an den Verfaſſer der Broſchüre und zwar bei dem Hofbuchhändler Rehrmann drucken zu laſſen, — da aber das längſt verheißene „Cenſur-Collegium" noch immer nicht in's Leben getreten, ſo beſorgt' ich eine kleine Verzögerung von Seite der „beſtehenden" Cenſur, und wende mich daher vorläufig an die, glücklicher Weiſe gleichfalls beſtehende Preſſe im Auslande. Und nun zur Sache!

„Liebe Gott über Alles und Deinen Nächsten wie Dich ſelbſt" — ſo beginnt der fromme Herr Verfaſſer; und auf der nächſten Seite klagt er:

„In ganz Europa geht das Verlangen nach Preßfreiheit wie eine anſteckende Krankheit herum." — Der Verfaſſer iſt im Irrthum: es iſt nicht blos das Verlangen, das herum geht, es iſt die Preßfreiheit ſelbſt; und ſie geht nicht nur herum, ſie hat ſich ſo ziemlich faßhaft gemacht, z. B. in England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz, in Spanien, Schweden, Dänemark u. ſ. w., kurz im geſammten gebildeten Europa; ſogar in die päpſtlichen Staaten iſt dieſe Epidemie eingedrungen, nur Rußland, Oeſterreich und die Türkei ſind bis jetzt davon verſchont geblieben. In unſerm lieben Deutſchland macht ſie ſich's bereits recht bequem und ruht von ihrer Welt-Wanderung ein wenig aus, bevor ſie den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen den ihnen längſt zugedachten Beſuch abſtattet. — Der Verfaſſer fährt fort: „Groß und Klein, Jung und Alt,

Arm und Reich ſchreit nach der Preßfreiheit" — ſonderbar! Alle Völker, alle die Millionen müſſen wohl von irgend einer Art Wahnſinns ergriffen ſein — bis auf den Verfaſſer — aber es iſt vielleicht „a fine frenzy" — ein „ſchöner Wahnſinn" — und wenn der Verfaſſer der Einzige iſt, der dabei nüchtern und vernünftig bleibt, ſo wünſche ich ihm Glück, denn das zeigt von einem ſtarken Kopf. — Wer aber hat das ganze Unheil über die Welt gebracht? — Das „Vorrecht" — verſichert die Broſchüre, daſſelbe Vorrecht, welches in der alten Welt mit dem Schwert geherrſcht und jetzt mit der Feder herrſchen, ſtatt der Leibeigenſchaft die „Geiſteigenſchaft" (!) einführen will. Dabei ſei Niemand „intereſſirt" als der „neue Privilegirte — der Literat," der gerne von der Preſſe leben möchte (warum nicht?) „aber ohne Hinderniß und Gefahr, was Preßfreiheit heißt." — Ohne Hinderniß und Gefahr? Und der todte Börne? Und der ſterbende Heine? Und die Preßprozeſſe in Paris! Die Verurtheilungen zu vie-

len tauſend Francs, zu vielen Monaten Gefängniß, deren ſich dort die „neuen Privilegirten“ zu erfreuen haben! — Ohne Hinderniß und Gefahr! Wir lachen über Eure Hinderniſſe! Wir ſpotten der Gefahren! Ohne Gefahr wird nichts Großes erreicht — das wiſſen wir ganz wohl — und Herz und Kopf am rechten Flecke haben, das iſt verderbten Herzen und verſchrobenen Köpfen gegenüber oft am allergefährlichſten. — Ohne Hinderniß und Gefahr! Daß Euch das Donnerwetter — — Sed motos praestat componere fluctus. — „Es wäre Alles recht hübſch,“ pflegte der alte Goethe im Schooße ſeiner Familie zu ſagen, „wenn Ihr nur nicht gar ſo dumm wärt!“ — Aber weiter im Text! — Die Gedankenfreiheit habe es blos mit Gott auszumachen. Wenn der Menſch allein iſt, ſo ſtehen ſich der „perſönliche Menſch“ und der „perſönliche Gott“ einander gegenüber. „Zollfrei ſind die Gedanken, aber nicht Gottesfrei. Gedankenfreiheit von der weltlichen Autorität fordern, iſt eine inſultirende Dummheit, Gedankenfrei-

heit von Gott fordern aber eine Blasphemie." — Nicht übel, kleiner Görres! — Die Gedankenfreiheit sei zwar eine Sünde von Gott, allein (da kein „corpus delicti" vorliege) kein Vorwurf für die menschliche Justiz, so lange die gedachten Gedanken nicht ausgesprochen werden. Aber nur der zehnte Mensch spricht etwas (Gescheutes?), „großmüthig gerechnet," (ja wohl!) — der hundertste schreibt, der tausendste läßt drucken — diese „rührigen Minoritäten" müsse man im Zaume halten; — „den Leuten weiß machen, man befehde (dadurch) ihre, d. h. eines Jeden Gedankenfreiheit — — heißt doch wahrlich unverschämt auf den Stumpfsinn und die Hammelnatur des großen Haufens rechnen und sündigen."

Die Rede- und Schreibefreiheit beschränke sich selbst und übe eine Art „Selbst-Censur" aus, mit Rücksicht auf die Stellung und das Verhältniß, in welchem die Redenden und Schreibenden zu einander stehen. — Ganz anders verhalte es sich mit der Preßfreiheit. Die Presse

iſt ein Gewerbe, das ſ. g. „Geiſtesprodukt“ eine Waare; das Recht der Veröffentlichung ſeiner Gedanken kein „faktiſches Gemeinrecht,“ ſondern nur ein **„Privilegium,“** ein neues Privilegium, das „ſchreiendſte, das ungeheuerſte,“ welches man daher, gleich den alten Privilegien, beſchränken müſſe. „Reden wir deutſch und bündig!“ ruft der Verfaſſer aus, und ſetzt auseinander, daß heutigen Tages das Buch nichts weiter ſei, als eine Waare, der Buchhändler ein Kaufmann, der Buchdrucker ein Induſtrieller, die Zeitung eine Börſe; die Literaten endlich „Schrift-Induſtrielle — in der kleinen Minderzahl, große Herren von der Feder, die die Welt zu leiten meinen, weil ſie die ſchwachen Gemüther irre zu führen, und den ſchwachen Regierungen zu imponiren verſtehen.“ — Die ganze geprieſene Macht der Preſſe ſei überhaupt nichts weiter als ein privilegirter „Popanz,“ gegen welchen der Verfaſſer das „kleine Geſchütz der demokratiſchen Feuerwaffe des gemeinen Rechts“ zu Felde

ruft. — Das ist zwar metaphorisch gesprochen, klingt aber doch ein Bischen wie damals in Galizien. — Der Verfasser geht nun auf die Censur über, wobei dem Kaiser Joseph und dem 18ten Jahrhundert einige Seitenhiebe zugetheilt werden. Die Censur, heißt es, sei damals zu „blödsinnig" gewesen, oder zu „eingeschüchtert," um der „gottlosen Wissenschaft und Literatur" geradezu und mit Macht entgegen zu treten; sie sei aber „dem Staate nothwendig wie die Polizei," als die „diskretionäre Gewalt des Hausvaters;" nur müsse sie auch „diskret" sein. — Reden wir deutsch! — diskret — aber strenge. „Autoren, Literaten, Verleger" u. s. w. solle man zwar nicht bekriegen und verfolgen, denn dadurch bekämen sie nur einen Nimbus; dagegen müsse man sich an das Buch als „Waare" halten, sie unter das „allgemeine Zollgesetz" stellen, sie der „gemeinen Behandlung" unterwerfen u. s. w., kurz, hier werden alle möglichen Plackereien, den Kaufleuten, nämlich den Buchhändlern gegenüber, angerathen. Der Verfasser scheint nicht zu

wiſſen, daß er mit ſeinem guten Rathe viel zu ſpät kommt. Die armen öſterreichiſchen Buchhändler werden genugſam geſcheren, und ſind längſt auf dem beſten Wege, darüber zu Grunde zu gehen, allein der Verfaſſer will ſie retten und ſchlägt zu dieſem Behufe ein äußerſt ſinnreiches Auskunftsmittel vor; er räth nämlich, das Maximum der Strafe auf verbotene Waaren, auch auf verbotene Bücher anzuwenden, d. h. die verpönten Bücher kurzweg ſo zu behandeln, wie den — Tabak!! — Vortrefflich! „Ich rauche keinen geſchmuggelten David Strauß mehr, keinen Feuerbach!“ werden die Leute ſagen; „der kommt mich zu hoch; da ſchmauch' ich lieber die Regie-Philoſophie von Günther und Pabſt — die iſt wohlfeiler!“ — Der Verfaſſer theilt dieſe Anſicht, indem er bemerkt: dieſes Syſtem, ordentlich durchgeführt, würde den öſterreichiſchen Buchhandel vom Schmuggel abziehen und ihn wieder „ehrenhaft“ machen, ohne ihn im Abſatz zu beeinträchtigen. Das Leſen ſei Bedürfniß — (doch!) allein das „was“ ſtehe in zweiter Linie, das „wie viel“ in der erſten:

umgekehrt wird ein Schuh daraus! ſagt man hier in Wien); der öſterreichiſche Selbſtverlag würde ſich (bei dieſem Syſtem!) wieder heben, denn — — hört! hört! — der öſterreichiſche Schriftſteller, welcher jetzt (im deutſchen Auslande) ohne (öſterreichiſche) Cenſur ſchreibt, wird, wenn der Verleger ſeine Waare im Inlande nicht anbringt, — wird in Zukunft ſolche Bücher ſchreiben, welche im Inlande mit inländiſcher Cenſur gedruckt werden können!! — Sollen wir dies von A. Grün, Lenau, Schuſelka, Kuranda, Carl Beck, Meißner, Dr. Wiesner glauben? Ich glaube es nicht! Was die und Andere ſchreiben, wird in Wien nicht gedruckt, darauf können ſich die Herren verlaſſen — und was man ſie drucken laſſen würde, ſchreiben ſie nicht — auch würde es Niemand leſen.

Doch eilen wir zum Schluß. Vor Allem gelte es, die Schädlichkeit der Preſſe (er meint die revoluſiche) zu überwachen; das geſchieht durch die ſtrengſte Beaufſichtigung und Regelung der Druckereien, damit „die materielle Kraft und Macht des Staates dem materiellen Behelf der un-

geregelten Geiſtesfreiheit Herr und fühlbar" werde. — Wenn aber die Preſſe überhaupt gefährlich ſei, ſo ſei es die Zeitungs-Preſſe im erhöhten Grade; die Zeitung iſt „als Wucherpflanze auf der Staatsanſtalt, der Poſt, entſtanden" — dem Staate wird es daher ein Leichtes ſein, den Schmarotzer mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. — Im alten Staate herrſchte das „Vorrecht;" im neuen ſoll das „gemeine Recht" herrſchen. — Auch die franzöſiſche Revolution war nichts weiter als ein Kampf um das Privilegium, das Vorrecht. — In Oeſterreich ſoll es zu dieſem Kampf nicht kommen — in dieſem glücklichen Lande werden die Schwachen und Kleinen („die große Majorität der Geiſtesarmen oder Beſchränkten" heißt es früher) — „gegen das Uebergreifen der Privilegien und Privilegirten" geſchützt. („Gegen die Schriftſteller — durch die Cenſur!) Das hat in Oeſterreich jenes „exceptionelle, antirevolutionäre Gefühl bei den Maſſen und den untern Claſſen hervorgebracht." (z. B. in Galizien!) Dieſes Gefühl iſt die wahre

„Popularität“ — ſie aufzugeben, um bei den „Privilegirten“ (das ſind immer die Schriftſteller!) populär zu werden, „wäre eben ſo thöricht als es unwahrſcheinlich iſt, daß ſolches je geſchehen könnte.“ — (Schlußworte der Broſchüre.)

Ich bin nun mit meiner leidigen Aufgabe zu Ende: Sie, geehrter Herr Redakteur, mit dem Haupt-Inhalte einer eben ſo verworrenen als zeloſiſchen Schrift bekannt gemacht zu haben. — Ein Vertheidiger der Cenſur! werden Sie ſagen — was weiter! — Es hat allerdings wenig auf ſich, beſonders zu unſerer Zeit, wo, wie der Verfaſſer der Broſchüre ſelbſt eingeſteht: „Groß und Klein, Jung und Alt, Arm und Reich nach der Preßfreiheit ſchreit.“ — Cenſur oder Preßgeſetze? Es iſt längſt keine Frage mehr — die Sache iſt abgethan. Man leſe die Verhandlungen der jetzigen bairiſchen Kammer. Ego vero censeo, censuram esse delendam. „Kein

redlicher Mann," ſagte der badiſche Abgeordnete Matthy bereits im Jahre 1845, „kein redlicher Mann, der im Beſitze ſeiner Verſtandeskräfte iſt, kann in unſern Tagen der Cenſur das Wort reden — das iſt Alles recht hübſch, und das Großherzogthum Baden erfreut ſich auch einer ganz anſtändigen Preßfreiheit; aber in ganz Oeſterreich (nicht in ganz Europa) geht erſt das „Verlangen" danach herum — voilà la difference! „Reden wir deutſch!" — Nein, reden wir öſterreichiſch!

Um unſerm Verfaſſer gehörig zu entgegnen, müſſen wir uns durchaus auf den öſterreichiſchen Standpunkt ſtellen. „In Oeſterreich kann es ſich gegenwärtig noch um kein Preßgeſetz handeln, ſondern um eine wohlwollende und ehrliche (diskrete) Cenſur." — Hätte die Broſchüre das behauptet und weiter ausgeführt, ohne auf Preßfreiheit und Schriftſtellerthum zu ſchimpfen, ſo hätte ſie ſich den Dank aller Redlichen verdient und damit zugleich einen humanen, ſomit wahrhaft chriſtlichen Zweck an-

geſtrebt. Ein ähnlicher Gedanke lag ihn wohl auch zu Grunde — er blieb aber halb verſteckt und getraute ſich in den Typen einer Hofbuchhandlung nicht recht an's Licht hervor. Wenn der Verfaſſer die ſtrengſte Strenge gegen die Preſſe (er meint immer die phyſiſche) und gegen die verbotene Waare (das ſchlechte Buch) predigt, ſo grollt er dabei im Stillen über die geiſtloſe Handhabung der Cenſur, welche den Schriftſteller als ſolchen verfolgt und es geradezu unmöglich macht, ſelbſt ein gutes Buch in Oeſterreich zu ſchreiben und zu drucken. Dieſen Gedanken kann man hie und da zwiſchen den Zeilen herauslesen; denſelben Gedanken haben auch die öſterreichiſchen Schriftſteller in ihrer Denkſchrift ausgeſprochen, denen man — im Vorbeigehen geſagt — Unrecht thut, wenn man von ihnen verlangt, ſie hätten Preßfreiheit anſprechen ſollen. Möge man doch aus der Broſchüre unſeres Verfaſſers lernen, daß ſich der Redende und Schreibende jedesmal eine gewiſſe Selbſt-Cenſur auferlegen, daß er ſich nach der Stellung, dem Charakter, der

Faſſungsgabe desjenigen richten müſſe, zu dem er ſpricht, an den er ſchreibt. — Sei's denn in's Himmels Namen! Ein Preßgeſetz dürfen wir in Oeſterreich noch nicht verlangen, dafür ſind wir nicht reif genug — wohl aber eine wohlwollende und ehrliche Cenſur — dafür iſt Jedermann reif, auch der Samojede, und Kamſchadale. Das iſt es auch, was in allen Kreiſen der öſterreichiſchen Geſellſchaft bereits lebhaft gefühlt wird, was nicht etwa blos der Schriftſteller (der „Privilegirte" — daß Gott erbarm'!) anſtrebt, ſondern der Fabrikant, der Handelsmann, der Bürger, der Beamte, wie auch der einſichtsvollere Staatsmann. Und wie ſollte er nicht? Die öſterreichiſche Regierung hat in neuerer Zeit durch ihre allerdings zweckmäßigen Reformen, durch den Bau der Staats-Eiſenbahnen, die Regelung und Beſchleunigung des Poſtverkehrs u. ſ. w. den Gedanken der Induſtrie in ihren geſammten Erbländern hervorgerufen. Es iſt nun zwar eine ſchöne Sache um die Induſtrie, um das materielle Wohlſein, „aber der Menſch lebt nicht vom Brode allein." Es gibt

auch ein Ding, Geiſt genannt, es gibt geiſtige Bedürfniſſe, und dieſe geben, man mag ſagen, was man will, mit den leiblichen Hand in Hand. Mit einigen Eiſenſchienen und Tunnel's iſt noch nicht Alles abgethan, ſo ſehr auch Rothſchild und die Börſenmänner darüber jubeln mögen! Ein Land, welches ſeinen Staatshaushalt nicht ordnet, ſein Steuerſyſtem nicht regulirt, ſeinen Handel nicht zu beleben weiß, ſeine Juſtiz nicht verbeſſert, ſein Erziehungsweſen vernachläſſigt, die Beihilfe der Wiſſenſchaft verſchmäht, jedem redlichen und wohlmeinenden Worte durch überſtrenge Cenſurgeſetze den Zugang verſchließt und auf dieſe Weiſe den Schlendrian verewigt, die Verknöcherung herbeiführt, der Gleißnerei und Heuchelei Thür' und Angel öffnet — ein ſolches Land wird nun und nimmer in Gewerbe und Induſtrie etwas Bedeutendes leiſten. Man ſehe auf Preußen, dem die Suprematie in Deutſchland wie von ſelbſt zufällt — und wodurch? durch ſeine geiſtige Entwickelung, durch ſeinen Geiſt, den die Regierung zu „regeln" weiß, ohne daß er ihr über den Kopf wächſt. Warum fürch-

ten ſich gerade die ſ. g. „geiſtreichen“ Leute in Oeſterreich gar ſo ſehr vor dem Geiſte? Verſtehen ſie es etwa nicht, ihn zu „regeln,“ oder wollen ſie das „Privilegium“ des Geiſtes ganz allein genießen? — Ein berühmter öſterreichiſcher Staatsmann hat es ſelbſt ausgeſprochen, „daß die Preſſe die größte und wichtigſte Gewalt der menſchlichen Geſellſchaft geworden ſei.“ — Und ſie iſt es auch. Ich kann mir ſehr wohl vorſtellen, daß ein Staatsmann die lange und mit Glück ausgeübte und gewohnte Macht nur ungern aus den Händen gibt, um ſie einem Emporkömmling, wie die Preſſe iſt, zu überlaſſen; das kann ich aber von einem Staatsmanne am allerwenigſten begreifen, daß er ſich dieſer neuen und allmächtig gewordenen Macht blos einſam grollend gegenüber ſtellt, anſtatt ſich mit ihr zu verbinden und ſie zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Einem wilden Strome, der einher gebrauſt kommt, und Felder und Saaten überſchwemmt, muß man in Unmuthe nicht Felsſtücke entgegen ſchleudern, (das macht ihn nur wüthender), ſondern muß ihn klu-

ger Weiſe eindämmen und in ſein Bette leiten, und ihn lehren, Schiffe und Waaren zu tragen, anſtatt das Land zu verwüſten. Und was hat denn dieſe gefürchtete Preſſe in Deutſchland gar ſo Uebles angerichtet? Ich blicke dahin, wo ihr verhältnißmäßig noch der freieſte Ausdruck gewährt iſt, und ſehe, daß Sachſen, Würtemberg und Baden die wohlhabendſten, glücklichſten und beſtregierten Länder von ganz Deutſchland ſind, — „in Folge" der Preſſe, oder „trotz dieſer?" ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß ihr neueſter Flor von dem Tage, von der Stunde datirt, wo die Preſſe mehr zum Bewußtſein kam. Vielleicht iſt die Preſſe nicht der Stoff, der die echten Lebenskeime enthält, vielleicht iſt ſie nur der Sauerteig, der die Elemente zur Gährung und neuen Schöpfung bringt — gleich viel, wer oder was das Schaffende ſei, wenn nur überhaupt geſchaffen wird! — Hat eine freie Preſſe in Würtemberg und Baden genützt, was in aller Welt iſt denn in Oeſterreich gar ſo Entſetzliches von ihr zu befürchten? Iſt denn der Oeſterreicher ein um ſo

viel gefährlicherer Menſch als der Schwabe? Iſt er der Bildung nicht fähig, oder iſt er nicht vielmehr ihrer im höchſten Grade bedürftig, da er rings von gebildeten Nachbarn umgeben iſt? Darf und ſoll denn in gebildeter Geſellſchaft ein Einzelner ohne Nachtheil für ſich ſelbſt ungebebelt und unwiſſend bleiben? Wird er nicht bei ſonſt ganz gleichen Verhältniſſen dem feinern Nachbar in Allem nachſtehen müſſen, und im geſelligen Verkehr, in Handel und Wandel, in Allem und Jedem den Kürzern ziehen? Und noch Ein Mal: Kann denn die Preſſe in Oeſterreich gefährlich werden? Fehlt es etwa dort an diplomatiſchen „Eindämmern" des wilden Stromes? Zumeiſt in den deutſchen Erbländern? Meines Wiſſens nicht. Aber in andern Theilen des großen öſterreichiſchen Staatenverbandes fangen die Waldwäſſer bereits ſich zu rühren und zu brauſen an. Die Ungarn ſchreiben längſt was ſie wollen, und die Böhmen und Italiener was ſie können, und nur der Deutſch-Oeſterreicher ſchreibt gar nicht, weil er nicht ſchreiben darf. Nicht darf? Wer ſagt das? Der

öſterreichiſche Schriftſteller ſchreibt im ſog. „Auslande“ — man verfolgt ihn längſt nicht mehr darüber — man drückt die Augen zu, macht **bonne mine à mauvais jeu** und läßt gewähren, was man nicht hindern kann. Iſt es aber recht, iſt es auch nur klug, ſich ein Zugeſtändniß von der Zeit abtrotzen zu laſſen, das uns, wenn wir es freiwillig gewährten, Lob und Ruhm verſchafft hätte? Iſt es klug, Geſetze zu geben, die man nicht halten kann, und Verbeſſerungen zu verweigern, die ſich ſpäterhin von ſelbſt machen müſſen?

Doch genug! Mich ekelt's, das tauſend Mal Geſagte zu wiederholen und unnütze Worte in die Luft zu ſchleudern! Auch will ich mich nicht ereifern, nicht ernſthaft werden. Geſchwinde eine Erholung, eine Zerſtreuung, eine Aufheiterung! Mein Blick fällt auf die Broſchüre — ich habe mein Labſal gefunden — ich ärgere mich nicht mehr, ich lache — Dank dem Verfaſſer! Ich lache! Wir wollen Alle lachen — Alle.

Das Schreiben iſt alſo ein „Privilegium“ — ungeheure Entdeckung!! — Nun wahrlich!

es braucht kein Geiſt aus der Unterwelt zu kommen, um uns das zu ſagen. Das Genie iſt allerdings ein Privilegium, und Eines der ſeltenſten obend'rein. Der gütige Gott theilt überhaupt lauter Privilegien aus. Dem gibt er Schönheit, dem Verſtand, dem wenigſtens gerade Glieder — lauter Privilegien, dem Häßlichen, Dummen oder Krummbeinigen gegenüber, welche leider häufig die Mehrzahl, die „Maſſen" ausmachen. Schon daß Einer kein Eſel iſt — auch das iſt ein Privilegium. — Wie aber, wenn von all' den „rührigen Minoritäten," wenn von dem ſchönen Menſchen verlangt würde, er ſollte ſich verunſtalten, von dem Geſcheuten, er ſolle ſich dumm ſtellen, von dem Geraden, er ſolle hinken — und das im Intereſſe der „Maſſen," der Vogelſcheuchen, Strohköpfe, Säbelbeine! — „Zollfrei ſind die Gedanken, aber nicht Gottesfrei" — was heißt das? Das heißt, wenn Einer einen geſcheuten Einfall hat, ſo ſoll er ihn um Gottes Willen unterdrücken, damit die dummen Leute davon nicht verführt werden. — Iſt denn

die Welt blos der dummen Leute wegen da? Und die Leute sind gar nicht so dumm als Ihr sie ausgebt. — Ihr macht sie nur dumm, Ihr erhaltet sie in ihrer Dummheit. — Und mit der Verführung hat's vollends keine Noth. „Eine kluge Rede schläft in einem dummen Ohr." Es braucht lange, bis ein gescheuter Einfall in die „Massen" schlägt. Der Gescheute spricht Anfangs blos für einige wenige Gescheute, und vielleicht erst in der nächsten Generation findet er ein größeres Publikum. Die „Masse" hat dem Socrates für einen gescheuten Einfall den Giftbecher gereicht — die „Masse" hat den Galilai eingekerkert und wen sonst noch — die „Masse" hat Christum gekreuzigt — wahrhaftig, Ihr braucht die „Masse" nicht erst aufzureizen, sie ist ohnehin der geschworne Feind alles Ausgezeichneten. Est turba semper argumentum pessimi. — Doch um wieder auf's Privilegium zu kommen — von wem stammt es? Von dem gütigen Schöpfer! Er hat es mir verliehen — folglich will er, daß ich mich seiner bedienen soll. „Du sollst dein Pfund nicht vergraben, dein Licht nicht unter den Scheffel

ſtellen.“ — Das iſt was Anderes als Euere aſcetiſche Lehren von der Abtödtung! Geht mir weg mit Euern altgebackenen, mittelalterlichen Dummheiten, die Ihr uns als friſche Schüſſeln aufſetzen wollt! — „Allein man ſoll das verliehene Pfund gut anwenden“ — richtig! Was iſt aber gut angewendet? Haben Socrates und Plato, Descartes und Spinoza, Voltaire und Rouſſeau, Leibnitz und Kant, Schelling und Hegel ihr Pfund gut angewendet oder nicht? — Die frommen Augenverdreher, die Cenſur, die Polizei werden ſagen: nein — und ging' es nach ihnen, ſo wäre nichts von dem Geiſte dieſer und anderer großer Männer auf uns gekommen. — Der Weg zum Heil iſt verſchieden. „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ — Die Heuchler, die Phariſäer wollen das nicht zugeſtehen. Sie wollen, daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe, daß die geſammte Menſchheit in einer einzigen polizeigrauen Unifermirung einherſchreite. — Jene großen Männer haben hie und da Fehlgriffe gethan — wer läugnet das? Gibt es ein Menſchenwerk, das voll-

endet iſt? Das große Werk der Humaniſirung wird überhaupt von keinem einzelnen Geiſte vollbracht — ſondern von Allen mit einander, in verſchiedenen Zeiten — und die National-Literaturen ſind der verſchiedene Ausdruck dieſes großen Geſammtwerkes. — Soll man aber das einzelne Werk ſeiner Mängel wegen zerſtören, oder es gar verhindern, zur Exiſtenz zu kommen? Seiner Mängel wegen, die von dem Menſchenwerke unzertrennlich ſind, die ſich eben mit tauſend Vorzügen paaren, die auf Jahrtauſende hinaus leuchten? Sollen wir ein Werk vertilgen, das vielleicht auf den Entwicklungsgang der Menſchheit einzuwirken beſtimmt iſt, blos weil einige Unmündige ein Aergerniß daran nehmen könnten? — Himmel! Wenn einer jener Männer, etwa Spinoza, heutigen Tages lebte, in Oeſtreich lebte und ſeine Principia oder ſeine cogitata metaphysica der öſterreichiſchen Cenſur überreichte, dieſe das beliebte „**damnatur**" darüber ausſprächе, den Verfaſſer jedoch aus einem gewiſſen National-gutmüthigen Reſpekt den guten Rath aus der Broſchüre ertheilte: nach

der Cenſur-Inſtruktion vom Jahre 1810 zu ſchreiben und etwa einen Platz in der philologiſchen Abtheilung der Akademie einzunehmen — — was für ein Geſicht würde der arme Spineza machen! — Aber heut' zu Tage gibt es keine Spineza's mehr. Leider nicht! — „Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehen." Dieſe Wolluſt kann man in ganz Europa nicht befriedigen — vielleicht anderswo, unter den Barbaren. Es gibt keine großen Männer, keine großen Schriftſteller! Keine rechten „Privilegirten", keine eigentlichen „großen Herren von der Feder!" — „Reden wir deutſch und bündig:" — wir ſind ſammt und ſonders Epigonen, arme Schlucker, die vom Tafelabhub, von den Broſamen der dahin gegangenen Großen leben — was wir von Herder, Leſſing, Göthe gelernt, wir machen's nur klein zum täglichen Gebrauch — und auch das will man uns verwehren! Man ſchilt uns „Schrift-Induſtrielle", Spekulanten, man hetzt uns die „Maſſe" auf den Hals, weil wir ihr einige alte, halbvergeſſene Wahrheiten jener Meiſter wie-

denken! Wir ſollen damit das Publikum verführen, die Regierungen — was weiß ich! Sind wir denn wirklich ſo mächtig? Ich kann's nicht glauben. Und ſind wir privilegirt?" Wir privilegirt! Gerechter Gott! Wir ſind froh, daß wir das Leben haben. Niemals hat weniger eine Schriftſteller-Innung beſtanden, als in jetziger Zeit. Heut' zu Tage nimmt ſich ein Jeder aus dem Publikum das „Privilegium" heraus, zu ſchreiben — und ſo iſt's recht! So ſoll es ſein! Das Schreiben iſt kein Privilegium. Daß Einer reden ſoll, dafür hat er das Maul. Wem immer aus der „Maſſe" ein guter Gedanke kommt, der ſoll ihn mittheilen für die Maſſe — ſo wird die Maſſe gebildet aus der Maſſe, durch die Maſſe. Der Schuſter, nicht der Gelehrte, ſoll über den Stiefel ſchreiben, der Kaufmann, nicht der Bureaukrat über den Handel — ein Jeder über das, was er verſteht. Hat ja doch auch der Verfaſſer der Broſchure geſchrieben — der verſteht's zwar nicht! — Und er iſt nicht etwa aus der ſchreibenden „Maſſe", er iſt „privilegirt", er iſt ſogar der

einzige Privilegirte. Meine frühere Vermuthung hat sich bewahrheitet. So eben erfahre ich, daß einige wenige gesinnungsvolle Wiener Journalisten die Broschüre in ihren Blättern besprechen wollten — „mit Würde und Bescheidenheit," wie es im §. 8 der Censur-Instruktion vorgeschrieben ist — allein vergebens! Man hat ihre Aufsätze gestrichen!! Die waren nicht „privilegirt". „Ote toi, pour que je m'y mette" — (Worte der Broschüre). Wer allein reden darf, hat immer recht. Schämt sich der Verfasser nicht? Wird er nicht roth?

Und nun noch ein Wort zu ihm, das letzte! — Der Verfasser ist mit seiner Broschure gegen den Strom geschwommen, er hat die Literatur als solche, den Ruhm und Stolz der Nationen, beschimpft, er hat die Schriftsteller der roben Menge denuncirt — („Nur deutsch!" Aber mir fällt kein deutsches Wort bei, welches die Stärke des fremden wiedergäbe. Auch „perfid" laßt sich nicht übersetzen, wie Göthe bemerkt.) — Der Verfasser hat sich damit lächerlich gemacht, das

Schlimmste, was einem Schriftsteller wiederfahren kann: — er hat ferner, die geistige Freiheit im Munde führend, unter Polizei- und Censur-Schutz gegen sie gekämpft — das ist nicht christlich, sondern heuchlerisch, pharisäisch; — der Verfasser hat mit geschlossenem Visir gestritten, er hat seinen Namen nicht genannt — das ist feige und setzt ihn der Gefahr aus, von jedem Treßbuben bekämpft zu werden. Uebrigens gegen Unbekannten ein Unbekannter! Der Verfasser lüfte sein Visir, und ich werde nicht anstehen, das meinige fallen zu lassen; der Ritter soll dann sehen, daß er zum allerwenigsten — einen ihm ebenbürtigen Gegner gefunden hat — wenn er es an den Waffen noch nicht erkannt haben sollte. — Der Verfasser hat endlich der Sache, die er hat vertheidigen wollen, einen schlechten Dienst erwiesen — das ist unklug — unklug im Interesse seiner eigenen Partei. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, ist an sich schlecht, ist verwerflich, aber die Ausführung ist noch bei Weitem miserabler. Gebt mir dieselbe Aufgabe — ich will sie Euch bei Weitem besser

herausputzen — und warum nicht? Es gab einen Kardinal, der auf das Scharfsinnigste die Existenz Gottes bewies, und gleich darauf das Gegentheil. — Auf wen hat die Schrift unsers Verfassers wirken sollen? Auf die „Massen"? Die lesen sie nicht. Auf die Gebildeten, den Mittelstand? Die lachen darüber. Ich habe mit Leuten aus allen Ständen gesprochen, mit Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und Beamten, mit Geistlichen und Militäristen, mit 98 von den 99 Schriftstellern, welche die österreichische Censur-Petition unterfertigten (Einer ist vor der Erledigung gestorben), mit den 30 und etlichen Mitgliedern der kais. oder k. k. Akademie der Wissenschaften — mit Leuten von allen Farben und Schattirungen, so viel ich ihrer habhaft werden konnte, sogar mit Frauenzimmern und andern zaghaften Personen — — nun und nicht ein Einziger, nicht eine Einzige war darunter, der oder die etwas Anderes gefunden hätte, als daß die Broschüre absurd, confus und perfid ist — die Frauenzimmer

sagten ridikul. — Hier ist es nicht mehr möglich, deutsch zu reden!

Der Verfasser bemerkt am Schluß seiner Broschüre, daß sich das österreichische Censur-System niemals ändern werde, denn: „das wäre eben so thöricht als es unwahrscheinlich ist, daß „solches" je geschehen könnte." — Wir erlauben uns hierin, gestützt auf die Meinung der 98 und etlicher 30 und noch Einiger, der Meinung zu sein, daß „Solches" dennoch geschehen werde. Das österreichische Censur-System wird sich ändern, muß sich ändern, wie sich die österreichischen Menschen ändern, zum Theil bereits geändert haben, im beständigen Umändern begriffen sind. Ein fauler Zustand kann dauern, lange dauern, sehr lange, — allein wenn die Urstoffe einmal in völliger Auflösung begriffen sind, so müssen sich neue organische Gebilde daraus entwickeln — eine Auflösung in's leere Nichts gibt es nicht, und die allgemeinen Gesetze der Natur werden sich nimmermehr aus Gefälligkeit für das Kaiserthum Oesterreich zu einer Ausnahme für diesen

Einen Fall herbeilaſſen. — Wann dieſe neue Geſtaltung der Dinge eintreten wird? Ich weiß es nicht, — vermuthlich bald, recht bald. Schon regt ſich's in der Luft, die keimenden Blätter, die zwitſchernden Lerchen verkündigen den Lenz. — — „Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: wenn Ihr dies Alles ſehet, ſo wiſſet, daß es nahe vor der Thür iſt." — Die Broſchüre iſt ſo eine flatternde, geſchwätzige, Lenz-poſaunende Früh-Lerche! Geſtern oder vorgeſtern wär' es der Regierung nicht eingefallen, ihr „Syſtem" mit öſterreichiſcher Druckerſchwärze vertheidigen zu laſſen — heute fühlt ſie bereits das Bedürfniß. Der Vertheidiger iſt freilich ungeſchickt — ſchadet nichts — uns ſchon gar nicht — aber das Schweigen iſt gebrochen, das Bedürfniß verrathen. Darum ſei gegrüßt, Broſchüre! Du Frühlingsrakete! Jacta est alea!

Ich hatte bereits geſchloſſen, als man mir aus guter Quelle den Namen des Verfaſſers

nannte; - - aber ich will „diskret" ſein — ich will ihn nicht wieder nennen. — Wer jetzt Börne wäre! Nur auf eine halbe Stunde — auf eine Viertelſtunde! Wer das „Privilegium" des Witzes und der Satyre beſäße! — Doch nein! bei dem Namen, der an mein Ohr ſchlug, verſtummt jeder Witz, hört alles Satyriſiren auf. Ich habe dem Verfaſſer unrecht gethan! Ich ſtreue Aſche auf mein Haupt, ich bereue! Faſt hätt' ich gute Luſt, mein ganzes Geſchreibſ in das Feuer zu werfen, denn der Name iſt unſchuldig — er iſt nicht zurechnungsfähig. — Man nannte mir nämlich einen unglücklichen Autor, der in ſeinem ganzen langen Leben ein einziges Buch geſchrieben, welches — keine Leſer hat finden wollen. Darum hüllt er ſich jetzt in chriſtliche Demuth, erklärt die Feder, jede Feder — nicht blos die ſeinige, wie Zach. Werner nach ſeiner Bekehrung für ein Werkzeug des Teufels, und hegt den bitterſten Ingrimm gegen jeden andern Autor, der nicht durchfällt, wie er. O Gebrechlichkeit! Dein Name iſt Schriftſteller! — Bin ich nicht falſch

berichtet, ſo hatte der Mann im Leben überhaupt „Malheur.“ (Wir werden ſchon wieder nicht deutſch!) Ich will es nicht näher bezeichnen, aber es gab, wie man ſagt, eine Zeit, wo ihm die Dinge nicht ganz ſo erſchienen, wie ſie wirklich ſind — wenn ſich das ſo verhält, ſo läßt ſich die Broſchüre — da gewiſſe Krankheits-Perioden bisweilen wieder zu kehren pflegen — ganz leicht aus dem pathologiſchen Geſichtspunkte erklären. Ein Pfund Nieſewurz kurz vorher eingenommen, und die Broſchüre hätte vielleicht völlig in ihr Gegentheil umgeſchlagen, und der Herr Hofbuchhändler Rohrmann hätte ſich die — übrigens zurechnungsfähige Schmach erſpart, gegen ſein eigenes Recht thun zu müſſen. — Zwar — wenn man das dunkle Panier betrachtet, unter welchem der Verfaſſer einherzieht, das myſtiſche Weihrauchsgefäß erblickt, das er ſchwingt, die finſteren Grabesgeſänge hört, die er anſtimmt, ſo mahnt es Einen ſchaudernd an ein geiſtiges **Auto da Fé** — der Verfaſſer ſteht nicht mehr allein und unſchuldig da; er iſt der Führer oder Verführte einer Par-

thei, einer ſchwarzen Schaar, die gemeſſenen Schrittes, prozeſſionartig hinter ihm her ſchreitet. — Das Schlimmſte an der Geſchichte bleibt übrigens, daß der Verfaſſer in einem äußerſt nahen Verhältniß zu einem ausgezeichneten Staatsmann ſtehen ſoll, durch welchen Umſtand die Welt leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, als hätte dieſer auf die Broſchüre Einfluß genommen, als hätte er etwa gar ſeine ſelbſteigenen Gedanken darin niedergelegt. Das iſt aber gewiß nicht der Fall. Wir halten den Verfaſſer in dieſer Beziehung durchaus für ein „Original auf ſeine eigene Fauſt.“ Der große Staatsmann hat nun, wie andere gewöhnliche Sterbliche, das Unglück, einen Vertrauten zu beſitzen, der ſeiner nicht ganz würdig iſt. „Behüte mich Gott vor meinen Freunden — mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden!“

Und nun leben Sie wohl, armer, unglücklicher, durchgefallener Herr Verfaſſer! Und auch Sie, verehrter Herr! Wenn's hier wieder eine beſondere Dummheit abſetzt, ſollen Sie mich trotz

meiner ſonſtigen Trägheit, allezeit ſchreibfertig finden. Ach, Sie werden Einen nicht lange auf der faulen Haut liegen laſſen! — Im Grunde hat doch unſer Herr Gott Alles hübſch eingerichtet! Die Welt iſt bunt und die Menſchen ſind verſchieden — das bewahrt vor dem „Ennui.“ (Iſt wieder nicht recht deutſch!) Gott beſſer's! Es muß allerlei Käuze geben.

Wien, im October 1847.

Ihr ergebenſter

Der „Privilegirte.“